

Eigentlich lebte ich nur fürs Wochenende

Christian Aeberli (Chur & Zürich)

Etwas verrückt ist vielleicht, dass mir die Aussage im Titel als Erstes in den Sinn kommt, wenn ich an meine Schulzeit von 1971 bis 1976 an der Oberrealschule (dem späteren Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Gymnasium) Rämibühl zurückdenke. Sie spiegelt für mich den Geist der siebziger Jahre wieder, der damals einige in unserer Klasse stark beeinflusste: lange Haare, Ohrring, Parisienne Super, Haschisch, Leonard Cohen oder Pink Floyd und noch einiges mehr.

Grosse Auftritte und minimale Ziele

Ich erinnere mich, dass an einer der ersten Klassenzusammenkünfte nach der Matur jemand zu mir meinte, meine grossen „Auftritte“ hätten jeweils am Montagmorgen stattgefunden, wenn ich, auf dem Pult sitzend, von meinen Wochenend-Erlebnissen erzählte. Die Schulwochen zwischen den Wochenenden waren für mich Pflicht und ich fand auch dann den Aufenthalt an der Rivi (Zürcher Riviera), beim Wurstgrill im Oberdorf oder im Spielsalon am Hirschenplatz aufregender als den Unterricht.

Andere hatten ihre grossen „Auftritte“ im Unterricht oder bei der Rückgabe der Mathematikprüfungen durch den Prorektor. Zehn von zehn richtig gelösten Aufgaben ergaben die Note 6. Die Formel lautete: Anzahl richtig gelöster Aufgaben geteilt durch zwei plus eins ergibt die Note. Für viele in der Klasse war die 6 der Normalfall. Für andere, wie mich, war das Minimalziel, das ich leider nicht immer erreichte, sechs richtige Aufgaben, also eine 4.

In den Sprachen war die Notenverteilung ausgeglichener als in den mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern. So gelang es auch mir hin und wieder, in Deutsch, Französisch oder Englisch eine mehr als genügende Note zu erzielen. Bemerkenswert war insbesondere der Französischunterricht: In fast jeder Stunde wurden Texte zu gesellschaftlichen oder politischen Themen gelesen und anschliessend

diskutiert. Grammatik spielte kaum eine Rolle, und die Prüfungen bestanden in der Regel aus Aufsätzen oder, wie man heute sagen würde, aus Textproduktionen. Was mich damals als Pubertierender besonders fesselte, waren Texte und Diskussionen über Sex, Drogen oder auch über Menschen mit Beeinträchtigungen, die vom Französischlehrer häufig eingebracht oder angestossen wurden.

«Cum on, feel the noize»

Entfesselnd war dagegen der Turnunterricht, dies, weil der Turnlehrer uns austoben liess, mit der Begründung, dass wir in den anderen Fächern bereits stark gefordert würden und zum Ausgleich Entspannung oder eben Entfesselung verdienten.

So wurde in den allermeisten Turnstunden Fussball oder später Unihockey gespielt, und einmal pro Semester absolvierten wir das Pflichtprogramm gemäss Lehrplan, das waren im Sommer Leichtathletikdisziplinen und im Winter Geräteturnen. Unvergessen sind die Fussballspiele auf dem Kiesplatz zwischen den beiden Turnhallen am Pfauen, wo heute der Neubau des Kunsthauses von David Chipperfield steht. Einer unserer Kollegen spielte dort immer barfuss. Und es war auch er, der den orangen Wurfkörper in Form der Handgranate über den Drahtzaun bis auf den Heimplatz warf. Zum Turnen gehörte zudem, dass wir schon in der Garderobe gemeinsam lauthals sangen: «Cum on, feel the noize», danke Slade!

Das Bestehen der Probezeit, das Erreichen des erforderlichen Notendurchschnitts am Ende jedes Semesters sowie das Bestehen der Maturitätsprüfungen blieben während meiner gesamten Mittelschulzeit meine Minimalziele. Ich erreichte sie nur dank eines Klassenkollegen aus meinem Dorf, der mir gewisse Dinge besser erklären konnte als die Lehrer. Und ja, es gab nur Lehrer und keine Lehrerinnen sowie ja, auch nur uns Schüler.

Den Eltern sei Dank

Zum Glück konnte ich auch immer auf die wohlwollende Unterstützung meiner Eltern zählen, die nie Druck auf mich ausübten, immer hinter mir standen und mir eine recht unbeschwerte Jugend ermöglichten. Mein Vater war es auch, der eine bei mir drohende provisorische Promotion mittels Rekurses abwenden konnte. Dasselbe gelang ihm auch bei zwei weiteren Klassenkollegen, deren Eltern nicht deutschsprachig waren.

Aus heutiger Sicht wurde diesen Rekursen wohl zu Recht stattgegeben: Sowohl einer dieser Kollegen als auch ich haben später erfolgreich universitäre Studien, er in Allgemein- und Zahnmedizin und ich in Erziehungswissenschaft abgeschlossen und anschliessend eine beachtliche berufliche Laufbahn absolviert.

Lange wusste ich nicht genau, was ich nach der Mittelschule studieren oder beruflich machen wollte. Erst nach einem Gespräch mit dem Französischlehrer, mit dem wir, wie erwähnt, häufig gesellschaftliche Themen diskutierten, entschloss ich mich für ein Studium der Heilpädagogik an der Universität Fribourg. Dies wohl auch vor dem Hintergrund, dass ich einen geistig schwer behinderten Bruder hatte, dessen Beistand ich heute bin.

«Sind Sie wenigstens katholisch?»

Doch es kam anders: Da ich den Anmeldetermin für das Heilpädagogik-Studium an der Universität in Fribourg um einen Tag verpasste und deshalb nicht zugelassen wurde, begann ich stattdessen ein Studium der Erziehungswissenschaft. In Erinnerung geblieben ist mir die Episode am „Guichet“ des Heilpädagogischen Instituts, wo ich mich fürs Studium anmelden wollte, als mich die zuständige Dame im Vorzimmer des Institutsleiters fragte, ob ich denn wenigstens katholisch sei.

Nach zwei Jahren in Fribourg wechselte ich an die Universität Zürich, wo ich das Studium in Sozialpädagogik abschloss. Anschliessend bewarb ich mich bei Meinungsforschungsinstituten, Banken, Versicherungen und auch beim Pestalozzianum Zürich. Letzteres gab mir eine Chance und

ermöglichte mir den Einstieg in meine 39-jährige Berufslaufbahn im Bildungswesen.

An dieser Stelle lohnt sich ein kurzer Rückblick auf meine Zeit in Fribourg und an der Mittelschule. Meine erste Prüfung in Fribourg, im Fach Pädagogische Psychologie, schloss ich mit der Note 6 ab. Das irritierte mich, denn die Diskrepanz zu meinen Noten an der Oberrealschule war erheblich. Auch spätere Prüfungen und Arbeiten sowie mein Studienabschluss in Zürich wurden mit überdurchschnittlichen Noten bewertet. Damit einher ging eine allmähliche Veränderung meines Selbstwertgefühls: vom eher schwachen Mittelschüler hin zum guten Studenten.

Opernhauskrawalle

Dieser Student, also ich, skandierte 1980 während der sogenannten Opernhauskrawalle in Zürich an Demonstrationen unter anderem den Slogan «Gilgen an den Galgen» oder «Vergilbt den Gilg». Später arbeitete ich jedoch unter dem damaligen Regierungsrat Alfred Gilgen bei der Erziehungsdirektion des Kantons Zürich und stiess dort auf Unterlagen, die die erwähnte Diskrepanz zwischen dem Selbstbild als Mittelschüler und als Student in ein neues Licht rückten.

Ein Couvert mit meinem Namen und dem Vermerk „Persönlich“ enthielt den brisanten Titel: „Maturanoten-Untersuchungen im Kanton Zürich 1976–1978“. 1976! Natürlich läuteten bei mir sofort die Glocken, hatte doch meine Klasse genau in diesem Jahr die Maturaprüfungen absolviert.

In der Untersuchung wurden für alle Maturitätstypen die Erfahrungsnoten, die Resultate der schriftlichen und mündlichen Prüfungen sowie die Zeugnisnoten sämtlicher öffentlicher Mittelschulen des Kantons Zürich erhoben. Und siehe da: Meine Klasse belegte im Vergleich zu den acht Parallelklassen des seit 1976 neu bezeichneten Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Gymnasiums Rämibühl den ersten Rang. Die durchschnittliche Punktzahl (ohne Zeichnen oder Musik) meiner Klasse

betrug 66 Punkte. Der Schul-Durchschnitt lag bei knapp 64 Punkten, während die letztplatzierte Klasse 61,5 Punkte erreichte.

Natürlich stellte ich mir sofort die Frage, wie meine Schulzeit in der zuletzt rangierten Klasse verlaufen wäre. Wäre ich dort vielleicht bei den besseren Schülern gewesen? Wären für mich die Jahre an der Oberrealschule und am späteren MNG in einer anderen Klasse schulisch erfolgreicher verlaufen?

Wird der Stellenwert der Matura überschätzt?

So oder so ist mein Leben immer wieder von Glück und Zufällen geprägt worden. Es erscheint mir deshalb müssig, weiter darüber nachzudenken, was gewesen wäre, wenn.

Ein Gedanke lässt mich jedoch nicht los: Wird der Stellenwert der Matura nicht überschätzt? Oder, mit den Worten des Verfassers des Begleitschreibens vom 12. November 1993 an den Erziehungsdirektor Gilgen sowie an sechs weitere Kadermitarbeitende:

„Ich bin auch zehn Jahre nach Entdeckung der brisanten Zusammenhänge noch immer der Ansicht, dass diese ergänzenden Einblicke nicht über den Kreis der oben genannten Empfängerinnen und Empfänger hinaus verbreitet werden sollten. Nicht, um mir die Illusion über den Stellenwert der eigenen Maturität zu erhalten, sondern weil diese Befunde die Aussagekraft von Maturitätsnoten grundsätzlich in Frage stellen.“